

# Münchener Manöver in der Deutschen Bucht

## Ein AZ-Redakteur an Bord: Bei Wind, Wetter und Wintersonne auf der rauen Nordsee

VON MATTHIAS MAUS

Die Skibrille. An die hat keiner gedacht. Mit allem war zu rechnen. Meterhohe Wellen, Sturm, Regen, Gischt wie aus dem Feuerwehrschauch, nasse Sachen, klamme Hände. Man kann sich wappnen, gegen fast alles. Aber das ist dann doch überraschend: Es prasselt aufs Kajütdach. Ein Klang wie Steinchen-Regen beendet eine Nacht im beinahe trockenen Schlafsack. Doch Split gibt's keinen weit und breit, schon gar nicht an Bord der „Papillon“ – es muss also doch Hagel sein.

Segeln im Hagel, das kommt davon. Das blüht dem Besessenen, dem Verrückten, der's nicht lassen kann und der seinen Urlaub im ausklingenden Spätherbst verbringt – nicht an, sondern auf der Nordsee. Mitteilid ist nicht zu erwarten, wäre auch völlig überflüssig. Es sind alle freiwillig

**Wir sind so cool wie unser Bier**

hier zum „Schwerwettertörn“. Fünf Freizeitsegler, die nicht unvorbereitet sein wollen, wenn sich die Binsenweisheit der alten „Salzbuckel“ bewahrt: „Auf See und vor Gericht bist du in Gottes Hand.“

„Jeder Segler“, heißt es im Programmheft von Logemann Yachting, „jeder Fahrtenskipper sollte wissen, wie seine Yacht im Sturm reagiert.“ Das ist richtig. Und jeder sollte wissen, „welche Möglichkeiten es gibt, unter extrem harten Bedingungen mit einer Yacht fertig zu werden“. Wer wollte widersprechen.

Es ist also vernünftig, einen solchen Trip zu buchen. Abenteuerlust, wenn überhaupt, kommt erst ganz hinten – ehrlich! Man ist ja kein Teenager mehr. Aber wenn schon „Grenzgebiete“, dann muss man ja nicht gleich Wüsten durchqueren oder Achttausender besteigen. Hier kommt es auf einen zu, das Abenteuer. „Zieht alles an, was ihr habt“, sagt Jens, unser Skipper, bevor es losgeht.

Mittag in Cuxhaven, die Fahnen stehen und knattern wie Bretter im Wind, die Stahlseile, die den 18-Meter-Mast der „Papillon“ verspannen, sie singen das bedrohliche Lied, das ab Windstärke fünf erklingt. Rund 30 Stundenkilometer sind das, die durch die Wanten pfeifen. Wir sind fast allein. Kaum ein Segelboot liegt noch im Hafen, und schon gar keines will auslaufen.

Wir wollen. Heute noch nach Helgoland, sagt Jens, 36 Meilen, rund 70 Kilometer, in drei Stunden wird's dunkel, der Strom steht gut, der Wind auch, also Beeilung. „Zieht an, was ihr habt.“ Funktionsunterwäsche, Faserpelz dünn, Faserpelz dick, Bergsteigersocken, Gummistiefelsocken, Schal, Handschuhe, Ölzeug, Gesichtsmaske, Nivea auf die Hände. Trockene Haut reißt leicht, wenn man an nassen Leinen zerrt. Wir zerren wie ein.

man weiß ja nie, ob der Wetterbericht stimmt. Sturm, der heute ist noch Alltag – nicht zu verwechseln mit Langeweile.

Die Papillon ist eine Swan 47, Baujahr '78, der Name lässt Kenner mit der Zunge schmalzen, der Mercedes unter den Yachten, alt und schnell, elegant und schwer zu händeln. Wind fünf, Seegang zwei (Meter) hat Jens ins Logbuch geschrieben, und viel zu tun gibt's nicht mehr, wenn die Segel stehen, der Kurs stimmt und wenn man nicht gerade am Steuer steht. Und so nach einer Stunde, Kurs Nordwest in der Deutschen Bucht, da beißt sich der Wind dann doch ein wenig durch, durch die Profi-Wäsche. Und noch eine Stunde später, wenn die fünfzigste graugrüne Wasserwand vor dem Bug auftaucht wie ein surreal bemaltes Garagentor, dann könnte die Frage auftauchen: Warum tu ich mir das an?

Doch irgendwie – die Frage stellt sich nicht.

Es ist ein unglaubliches Erlebnis auf See, das Zusammenspiel zwischen Natur und Technik, und wenn man nach sechs Stunden 40 Minuten festmacht in Helgoland, mit Fingern kalt wie Hühnerkralen, dann ist das – wunderbar.

„Nur etwas wenig Wind“, scherzt Sancho beim „Anleger-Bier“ an Deck. Es gibt nicht viele, die bei gefühlten fünf Grad draußen sitzen am Abend, wir tun's. „Ihr kriegt schon noch euren Wind“, sagt Jens. Er ist 35, der Jüngste an Bord, der Stärkste und der Chef. Für den dritten Tag sind bis zu neun Windstärken angesagt: heißt um die 80 Stundenkilometer, Sturm. „Dann beginnt der Kampf ums Überleben“ sagen die Seeleute. Wir nicken. Wir sind so cool wie unser Bier.

„Mann über Bord“, ganz leise kommt der Alarm, der im Ernstfall die Katastrophe bedeutet, den Gau, den jeder Skipper vermeiden will. Aber wir üben nur. Das richtige Manöver, das „Münchener Manöver“, um die Boje wieder an Land zu holen, die Jens ins Wasser geworfen hat. Nur diesmal nicht auf einer „betauten Wiese“ wie dem Starnberger See bei der Segelschein-Prüfung, sondern nördlich Helgoland, bei kabbelter See, bei vier bis sechs Windstärken und unter zehn Grad. Man kann das trainieren, und wenn's nicht klappt, dann halt noch mal: Halbwind Kurs gehen, nach drei Bootslängen beidrehen, auf den Mann zu treiben lassen. Großsegel kontrolliert fieren. Mann oder Boje an der windabgewandten Seite wieder aufnehmen. Das ist die Theorie. „Jetzt



Da braut sich was zusammen: In der Gewitterfront voraus lauern Böen bis zu 70 Stundenkilometer. Eine Stunde später zerreißt es das Vorsegel, das jetzt noch an Bord liegt. Fotos: Maus, Zehner



Irgendwann kriecht die Kälte überall hin: Nur Jens, der Skipper, hält es bei der steifen Brise ohne Kopfbedeckung aus, vorübergehend.



Klassiker: „Papillon“, eine 47er „Swan“ (oben), fährt unter der Flagge von Antigua. Das sonnige Bild trägt - der Steg ist vereist. AZ-Reporter Matthias Maus in Ölzeug unter Deck (rechts).



wird's für den Mann da drin aber langsam büschen ungemütlich“, sagt der Skip nach dem zweiten Fehlversuch. Sein Humor ist das Einzige, was an Deck noch trocken ist. Und ein weiteres Problem taucht auf. Es ist ein Seeungeheuer, das auch Landratten fürchten und das viele nie in

die Nähe eines Bootes kommen lässt. Der Blick nach vorn hilft manchmal, das Biest zu bändigen – oder eine bestimmte Sitzposition, andere drücken bestimmte Punkte am Handgelenk, wieder andere schlucken Beta-Blocker. Manches hilft manchmal, nichts hilft immer, und manchmal

hilft gar nichts mehr. Es ist nicht so sehr die Demütigung, sich vor fremden Menschen die Seele aus dem Leib zu reihern, es ist diese Hilflosigkeit, wenn sich das Meer gegen den Magen verschwört, die so übermächtig ist. Keiner ist davor gefeit, über Seekranke lacht keiner

## Meinung

Die CDU analysiert ihr Wahlergebnis

### Asche aufs Haupt

Man muss kein Prophet sein um vorherzusagen, dass die innerparteiliche Diskussion über das Unionswahlprogramm ausgehen wird wie das Hornberger Schießen. Ein paar selbstkritische Anmerkungen wird es geben, die Partei wird sich Asche aufs Haupt streuen – und dann zur Tagesordnung übergehen.

Natürlich war es ein Fehler, den angesehenen Juristen Paul Kirchhof gegen die Wand laufen zu lassen, weil dessen Steuerkonzept nicht mit dem eigenen Modell vereinbar war. Gewiss war es ein Wagnis, mit einer herben Ehrlichkeitskampagne gegen den Schröderschen Populismus anzutreten. All das jedoch ist satzsaam bekannt.

Keiner der Granden, die im Wahlkampf brav Frau Merkel applaudiert haben, wird jetzt forsch Front machen können gegen eine Kampagne, die er selbst mitgetragen hat. Allzu gut ist in Erinnerung, dass viele Ministerpräsidenten ostentativ urlaubten, während die Kandidatin über die Marktplätze zog. Merckels gefährlichste Parteifreunde wie etwa Roland Koch wissen genau: Jetzt ist nicht die Zeit zur Attacke, sondern für das Spielen auf der Schalmei.

Markus Jox  
ist Politikredakteur der Abendzeitung.  
markus.jox@abendzeitung.de



Zu den Fan-Randalen in Hamburg und Gladbach

### Nachahmer abschrecken

Werfen kann der Fan mit so manchem: Bechern, Feuerzeugen – und, wie seit Samstag bekannt, mit Trommelschlegeln. Blutüberströmte HSV-Kicker Laas in der AOL-Arena, nachdem er vom Geschoß eines Chaoten getroffen wurde. In Gladbach bewarfen Fans den verletzten Club-Stürmer Kießling. Schreckliche Szenen im Winter vor der Fußball-WM. Die Angst geht um: Verderben gestörte Fans das Fest unter dem Motto „Die Welt zu Gast bei Freunden“?

Netze aufzustellen und an die Vernunft zu appellieren, ist zu wenig. Denn bei Zuschauern, die bereit sind, mit Stöcken zu werfen, dürfte es mit der Vernunft nicht weit her sein. Da hilft nur Abschreckung: Eine hohe Geldstrafe und ein lebenslanges Stadionverbot. Nicht nur bundes-, sondern weltweit. Chaoten muss die Bühne für ihre kranke Selbstdarstellung genommen werden.

Hundertprozentige Sicherheit ist unmöglich, auch bei der WM. Die Sicherheit, nach einer derartigen Entgleisung nie wieder ein Spiel live zu sehen, sollten mögliche Nachahmer aber auf jeden Fall haben.

Jochen Schlosser  
ist Sportredakteur der Abendzeitung.  
jochen.schlosser@abendzeitung.de



an Bord. „Selbst Admiral Nelson hatte damit zu kämpfen“, tröstet Detlev. Na dann. Das Beste aber ist: Mit dem ersten Schritt an Land ist sie vorbei.

Auch muss sie nicht wiederkommen am nächsten Tag, obwohl es diesmal richtig rund

geht. Wellenberge rollen heran, gastlich wie Panzersperren, nur nicht so unbeweglich. „Seehundel“ deutet der Skipper auf dem Weg nach Büsum. Doch das ungeübte Auge sieht nur die Wellen, die Kämme, die weißen Streifen der Gischt.

Papillon, unser „Schmetterling“, surft mit seinen 16 Tonnen Gewicht in Tälern und arbeitet sich Berge hinauf, im nächsten Moment kracht er wieder bergab – eine veritable Dreizimmer-Wohnung mit Küche, Büro und zwei Bädern, die ein Stockwerk tiefer fällt, das ist ein mächtiges Spektakel. Noch beeindruckender eigentlich ist nur Killy, der Schweizer. Dem macht es überhaupt nichts aus, jetzt in die Kombüse zu gehen und Tütensuppe für alle herzustellen. Es ist die beste Tütensuppe aller Zeiten.

„Das geht jetzt immer so weiter“, sagt Jens beinahe entschuldigend am nächsten Tag. Kaum Wind, kalter Nieselregen schlechte Sicht auf die Tonnen im „Süderpiep“, der

Wasserstraße durchs Wattenmeer hinaus auf die offene See, „Sechs Stunden von Büsum zurück nach Helgoland. Viel Spaß.“ Doch diesmal irrt der Skipper. Die Sonne bricht durch, der Wind frischt auf, die See zeigt sich in viperngrüner Schönheit, weiße Schaumkronen wirken wie Sahnehäubchen. Sehr malerisch, sehr trügerisch.

„Vielleicht sollten wir das Vorsegel jetzt mal runterholen“, sagt Jens, und dann ist sie da. Die Schauerbö drückt das Schiff auf die Seite. Auf der windabgewandten Bordseite steht man knietief im Wasser – und das Segel lässt sich nicht mehr bergen. Bei 70 Stundenkilometer Wind peitschen daumendicke Leinen durch die Luft, wer getroffen wird, riskiert Verletzungen. Das Segel schlägt wie eine überdimensionale Fliegenklatsche nach der Mannschaft, die jetzt weniger cool ist.

Drei Mann braucht es, um das Tuch an Bord zu ziehen, aber da liegt es schon in der marmorierten Nordsee. Ein fingerdicker Schäkel an der Mastspitze ist gebrochen, einfach gebrochen. „Das sind schon Mordskräfte, die da auf-treten“, sagt Jens später im Hafen, und wir nehmen die Lektionen in Demut an: Man kann sich gegen vieles wappnen, aber nicht alles planen, schon gar nicht auf hoher See.

Und so ist es auch mit der Skibrille. Wir brauchen sie nicht. Der Hagel am Morgen hört nach dem Frühstück auf. Wir segeln unbehelligt heim. Unter Wintersonne, unter 120 Quadratmeter gelb-orangem Spinnaker. Auch das gibt's, auf der Nordsee im Spätjahr.